

Zeitschrift: Bremgarter Neujahrsblätter

Herausgeber: Schodoler-Gesellschaft

Band: - (2011)

Artikel: Weisser Januar im schwarzen Freiamt

Autor: Müller, Beat

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-965354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weisser Januar im schwarzen Freiamt

BEAT MÜLLER

1

«Es war Winter und kalt, es war an einem Sonntagmorgen mit allen Hoffnungen, die Sonne schien, auf dem Weg, der dem Fluss folgte, ging eine junge Frau, und über ihrem Bauch spannte der Mantel, denn sie war schwanger. Margrit Fischer zählte fünfundzwanzig Jahre, sie erwartete ihr erstes Kind.

Über Nacht hatte Schneefall die Strassen und Häuser der Stadt, den Wald und die umliegenden Felder in seinen weissen Besitz genommen. Nur die Reuss zog unverändert dahin, spiegelte Licht und führte nur wenig Wasser, wie immer im Januar».

Mit diesen unspektakulär Neugier weckenden Zeilen hebt ein Roman an, der vor 32 Jahren erschienen ist, geschrieben von einem damals 32-jährigen Mann, der in Bremgarten geboren und aufgewachsen ist: Silvio Blatter. Heuer, am 25. Januar, wird er 65 Jahre alt. Zeit, sich einen «verlorenen Sohn» dieses Städtchens und bedeutenden Schriftsteller in Erinnerung zu rufen.

Heterogenes Gemeinwesen

Ich habe Silvio Blatter nur flüchtig gekannt. Er ist gut sieben Jahre jünger als ich. Das macht im Schulalter bereits eine halbe Generation aus. Zudem war Bremgarten schon damals trotz seiner Kleinheit mit knapp 4000 Einwohnern ein recht heterogenes Gemeinwesen: unten im Norden die Unterstadt mit der Au, wo ich aufgewachsen bin, eher das Armeleutequartier; oben, nur über steile Treppen oder über den Bogen, die Hauptstrasse, erreichbar, die Oberstadt mit ihren Gewerbetreibenden, Läden und vornehmeren Altstadtwohnungen, wo auch Blatter wohnte.

Dann weiter südlich und bereits jenseits der Stadtmauern, die Bärenmatte und das Zelgliquartier, wo vorwiegend Einfamilienhausbesitzer angesiedelt waren; im Westen, ennet der Reuss, das Westquartier mit der Wohlerstrasse, dem Birrenberg, der Zehnderi und der allmählich aus dem vormals landwirtschaftlich genutzten Boden schiessenden Isenlauf-Überbauung, und schliesslich

im Osten, am Fuss des Mutschellens, die Zürcherstrasse und das Itenhardgebiet. Für einzelne Mitschüler aus diesen Randzonen war der Schulweg, besonders im Winter, wenn Schnee lag, recht lang, hatten sie doch alle noch das eine alte Schulhaus am Obertorplatz zu besuchen. Vertraut war man als Kind daher bloss mit seinen Schulkameraden und den Nachbarn aus dem eigenen Quartier.

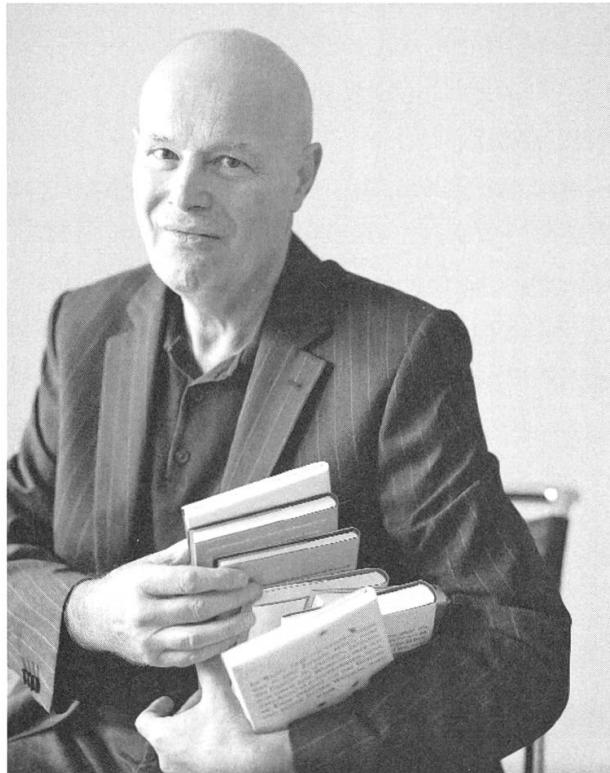
Heimat als Schlüsselbegriff

Zurück zu Silvio Blatter. Er besuchte in Bremgarten die Primar- und die Bezirksschule, anschliessend das Lehrerseminar in Wettingen. Sechs Jahre lang war er im Lehrberuf tätig, nahm dann als Werkstudent an der Universität Zürich ein Germanistikstudium auf, das er nach sechs Semestern abbrach. Inzwischen hatte er zu schreiben begonnen, erst Erzählungen, dann einen kleinen Roman, «Mary Long», der die Literaturkritik auf ihn aufmerksam werden liess. Nach einem Volontariat auf der Hörspielabteilung von Radio DRS und kürzeren Auslandaufenthalten liess er sich 1976 als freier Schriftsteller in Zürich nieder. Zwei Jahre später erschien sein erster grosser Roman, «Zunehmendes Heimweh», beim renommierten deutschen Suhrkamp-Verlag, der ihm Bekanntheit im ganzen deutschen Sprachraum verschaffte und der zugleich den Auftakt zu seiner insgesamt rund 1500 Seiten starken «Freämter Trilogie» mit den Nachfolgebänden «Kein schöner Land» und «Das sanfte Gesetz» bildete.

«Zunehmendes Heimweh» darf man getrost als Heimatroman bezeichnen, auch wenn diesem Begriff zumeist etwas Dürftiges, Abschätziges anhaftet. Das Wort Heimat hat für Blatter eine zentrale Bedeutung. Er steht dazu, Freämter zu sein. In einem von geradezu Kleist'scher Üppigkeit strotzenden Satz bekennt er:

«Wer im Freiamt geboren und aufgewachsen ist, seine Eltern ebenfalls dort geboren und zu Hause weiss, wer Grosseltern, die er liebte, im Freiamt begraben hat und auf dem Friedhof die Stellen kennt, wo seine Urgrosseltern, die auch im Freiamt geboren wurden und gelebt hatten, nach ihrem Tod ein Vierteljahrhundert lagen, bevor ihre Gräber eingeebnet und ihre Überreste ins Beinhaus gebracht worden waren, dem kann es geschehen, dass er nachts aufwacht und sich sehr einsam fühlt und diese Einsamkeit als Heimweh erkennt, das zunehmend stärker wird und dem er nachgeben muss.»

Januar



Silvio Blatter
(Bild Keystone)

Schwarzes Freiamt

In diese seine Heimat zwischen Lindenberg und Heitersberg, an den Ufern der Bünz und der Reuss, in diesen «schwarzen Erdteil» Freiamtbettet Blatter seine Geschichten ein, die er kunstvoll und geistreich zu einem Epos verkettet. Schwarz bedeutet dabei vor allem erzkonservativ und stockkatholisch, im religiösen wie im politischen Sinn. In dieser eng begrenzten, leidenschaftlich besungenen Provinz spielen Blatters Geschichten vom Leben und Sterben, vom Lieben und Leiden ihrer Bewohner. Mit Rückblenden, Einschüben und Exkursen in die Vergangenheit stellt Blatter Beziehungen zur Gegenwart her und zeigt auf, wie die aktuellen Probleme mit ihren Revolten und Anpassungen ihre Parallelen in den Konflikten der Vergangenheit finden. So fügt er in die geschilderten Ereignisse einer einzigen Januarwoche des Jahres 1976 immer wieder Auszüge aus einer historischen Arbeit über die Freiamter Wirren von 1841 ein, die der junge Lehrer Hans Villiger in seiner Freizeit verfasst. Oder er lässt in der 62-jährigen allein stehenden Anna Villiger Erinnerungen an die Zeit des Ersten Weltkriegs mit all den Entbehrungen wach werden, mit denen Aktivdienstler und deren Angehörige damals fertig zu werden hatten.

Besonders augenfällig ist dabei die Akribie, ja beinahe pedantisch zu nennende Detailversessenheit, mit der Blatter den mit den

Örtlichkeiten vertrauten Leser immer wieder verblüfft. Den Rückweg der eingangs erwähnten Margrit Fischer von ihrem Spaziergang der Reuss entlang, schildert er so:

«Nach ein paar Minuten langte Margrit bei der Kirchentreppe an, die Unterstadt und Oberstadt über breite Stufen miteinander verband, an deren Fuss ein altes, von der Kirchgemeinde renoviertes Fachwerkhaus stand... Auf halber Höhe der Treppe, die immer nach einer Stufenfolge eine Plattform hatte, blieb Margrit ein Weilchen stehen, bevor sie weiterstieg und am oberen Ende der Treppe zur <Alten Apotheke> kam, wo sie links abbog, um auf dem Trottoir zur Sternengasse hinauf zu gehen.»

Wie ein Film-Drehbuch

Jedem Ortskundigen ist die Szene, die Blatter hier wie in einem Film-Drehbuch minutiös festhält, sofort vor dem innere Auge präsent. Das alte Fachwerkhaus ist nicht bloss renoviert, sondern «von der Kirchgemeinde» renoviert, die Kirchentreppe wird nicht einfach als Treppe bezeichnet, sondern hatte «immer nach einer Stufenfolge eine Plattform.» Solche laufend in den Text eingeflochtenen Präzisierungen finden sich in Blatters Romanen zuhauf. Und sie lassen beim damit vertrauten Leser alte Erinnerungsfetzen aufsteigen: Im besagten Fachwerkhaus, das jeder Bremgarter kennt und das man das Henseler-Haus nennt, bin ich aufgewachsen. Und die Tatsache, dass die Kirchgemeinde Besitzerin war und einen bescheidenen Mietzins verlangte, ermöglichte es meinen Eltern überhaupt erst, dass wir als kinderreiche Familie dort einziehen konnten. Mein Vater konnte zudem einen Teil der Miete damit abarbeiten, dass er im Winter die Kirchenheizung besorgte.

Blatters schriftstellerische Potenz erschöpft sich indes nicht in eher journalistisch zu nennenden Schilderungen. Der Autor beherrscht auch in hohem Masse die Kunst, einen Roman erzählerisch zu gestalten. Die Art und Weise, wie er die verschiedenen Handlungsstränge miteinander verknüpft, sie dann wieder entwirrt und von neuem verknotet, ohne dabei die Logik zu strapazieren, ist erstaunlich und in der Schweizer Literatur der späten siebziger und achtziger Jahre eher aussergewöhnlich. Blatters Romanteknik nimmt eine Erzählweise vorweg, wie sie von heutigen Autoren insbesondere der amerikanischen Literatur, Toni Morrison oder Philip Roth beispielsweise, praktiziert wird.

Januar

Zwischen Heimweh und Fernweh

Ist im ersten Band seiner Trilogie Blatters ambivalente Beziehung zu seinem Jugend-Lebensraum noch vorwiegend positivistisch geprägt (das letzte Wort im Buch heisst Zuversicht), so wird in den Folgeromanen seine Feder zunehmend spitzer. «Kein schöner Land», 1983 erschienen, sprengt die Grenzen von Zeit und Raum, spielt sich nicht mehr innert Wochenfrist ab, sondern umschliesst eine Periode von anderthalb Jahren. Zudem greift sie über die geografischen Grenzen des Freiamtes hinaus: Eine frustrierte Bauernfamilie und ein «gefallener» Priester mit seiner Geliebten wandern nach Kanada aus. Zum Heimweh gesellt sich mithin das Fernweh – ein untrennbares Gegensatzpaar, kann doch Heimweh nur jemanden heimsuchen, der zuvor vom Fernweh geplagt worden und ihm erlegen ist.

Im Spannungsfeld von Fremde und Heimat, Auswanderung und Heimkehr bewegen sich hier die Romanfiguren. Und als Leitmotiv ist das Lied «Kein schöner Land in dieser Zeit» überall präsent, sowohl in der Heimat als auch in der Ferne. Die nach Kanada ausgewanderten Freämter schimpfen zwar zusammen mit anderen Auslandschweizern über heimische Bürokratie und den Staat und lassen an den Besitzenden und Mächtigen zu Hause kein gutes Haar. Doch wenn sie sich müde geschimpft haben und auf dem Grill die Kohle verglüht ist, holt einer ein paar Flaschen Rotwein hervor. Ein anderer «*hatte sein Schwyzerörgeli auf den Knien, begann zu spielen, die Frauen, zuerst waren es Frauenstimmen, die einzusetzen, bevor die Männer dann nachzogen, und man sang zu den Klängen der Handorgel, begleitet von den mitsummenden kanadischen Nachbarn, mit viel Gschpüri – feeling «Kein schöner Land in dieser Zeit, als hier das unsre weit und breit», und mit hier meinten sie alle HIER.»*

Bruegel-Bilder als roter Faden

«Kein schöner Land» fängt wiederum in präzisen Bildern das Leben der Leute im Freiamt, diesmal aber zu den verschiedenen Jahreszeiten, ein. Als roter Faden dient Blatter ein Bilderzyklus, den der Holländer Pieter Bruegel Mitte des 16. Jahrhunderts gemalt hat. Vom Frühling mit der Heuernte und den stillen Nachmittagen, über den Sommer mit seinen gewittrigen Regengüssen und der Reuss, deren Wasser zum Baden und zu Flussfahrten lädt, dann über den



«Jäger im Schnee»
aus dem Jahreszeiten-Bilderzyklus
von Pieter Bruegel,
gemalt 1565.
Der Zyklus diente
Silvio Blatter als
roter Faden in
seinem Roman
«Kein schöner Land».

Herbst mit Chilbi und Budenstadt bis zum Winter mit der Fasnacht und dem erneuten Jahreszeitenwechsel beschwört der Autor die verschiedenen saisonalen Eigenheiten der Region herauf, vor deren Hintergrund er seine Protagonisten agieren lässt. Mit schohnungsloser Offenheit greift er dabei auch Tabu-Themen auf wie etwa die Zustände im Josephsheim, der Anstalt für geistesschwache und körerversehrte Kinder in Bremgarten, oder in der alten Heil- und Pflegeanstalt im Kloster Muri.

Doch auch die humorvoll-versöhnliche Seite lässt Blatter nicht ausser Acht. Mit der Figur des David Goldfarb, einem einstigen Pferdehändler, den seine Söhne entmündigt haben und der nun im Altersheim wohnt, sorgt ein schrullig-kämpferischer Kauz immer wieder für Wirbel. Gelegentlich gestattet er sich einen Besuch im Kindergarten, bringt Luftballons und Süßigkeiten mit und pfuscht der Kindergärtnerin ins Konzept. Wiederum lokalisiert Blatter den Tatort haargenau:

Januar

«Der Kindergarten befand sich in der Unterstadt, er erreichte ihn nach einem ausgedehnten Spaziergang. Das zweigeschossige Gebäude befand sich in unmittelbarer Nähe zu einem der historischen Befestigungstürme, war durch eine Mauer mit diesen verbunden, hatte vor sich einen einladenden Kies- und Rasenplatz mit Spieleinrichtungen und Sandkästen für die Kinder, ganz im Schatten prächtiger alter Linden gelegen.»

Wenn ich heute diese Zeilen lese, werde ich auf Anhieb fast 70 Jahre jünger und erinnere mich, dass es genau so war: im ersten Stock die Oberstädter bei der Menzinger Ordensschwester Marie-Ursula, im Erdgeschoss die Unterstädter bei Schwester Germeline. Und nach Schulschluss kam es regelmässig zu «Bandenkriegen» zwischen Ober- und Unterstädtern...

Leichenmahl als pièce de résistance

Ein echtes schriftstellerisches Husarenstück ist Silvio Blatter mit der Schilderung eines Leichenmahls (*heute spricht man politisch korrekter von Leidmahl*) gelungen. Über dreissig Seiten hinweg erzählt er, wie die Trauergemeinde nach der Totenmesse sich allmählich in der «Reussbrücke» trifft, wo sie sich an hufeisenförmig angeordneten, mit damastenen Tüchern bedeckten, blumengeschmückten Tischen versammelt. Mit der Menükarte als rotem Faden schildert Blatter subtil und stimmungsvoll den Ablauf eines sattsam bekannten Rituals, das sich seit Generationen kaum – nicht einmal im kulinarischen Angebot – verändert hat. Wie man sich beim Hors d’œuvre noch wortkarg und verschlossen gibt, wie man sich zunächst gegenseitig beaugapfelt, mustert, kaum anspricht, wie dann gedankenversunken die Suppe gelöffelt wird, bis der Chef de service den Speisesaal betritt, um die silbernen Terrinen abzudecken und die Schüsseln und Platten vorzuzeigen: Braten vom Rind und vom Schwein, Pommes croquettes, gedünstete Tomaten, grüner Salat.

Nun löst sich die Stimmung allmählich, dem Wein wird herhaft zugesprochen: *«Man trank zum Essen einen roten Mâcon.»* Da beginnt plötzlich eine Frau zu würgen, fängt an, sich zu schneuzen und sich die Tränen aus den Augen zu wischen. Andere wiederum fangen bereits an zu kichern und zu lachen, während die Kellner und Serviertöchter sich anschicken, das Dessert aufzutragen: Monte Bianco in fiamme.

«Unten am Tisch zündete ein Fremder, Emma hatte ihn noch nie gesehen, eine dicke Zigarette an, blies stinkenden Rauch über den Tisch. Überall leckten blaue Flammen an dem Monte Bianco, züngelten auf den Tellern, die Serviertöchter und Kellner hatten erwärmten Maraschino über die in Schokolade verpackten Glacekegel gegossen und ihn angezündet. Der Likör verbrannte, der Schokoladeüberzug schmolz, die Glaces tauten ab, und eifrig löfelnten die Gäste die Sauce über die schwindenden Kegel.»

Und dann folgt zum Schluss der Kaffee-Luz, *«den Freämter am besten finden, wenn es möglich ist, durch Kaffee und Glas hindurch noch die Zeitung zu lesen»*, bis endlich die ganze Gesellschaft – gedankenverloren und zumeist schon angeheitert – sich auf den nachmittäglichen Heimweg macht.

Unter dem Schnee begraben

«Schnee ist gewalttätig. Schnee deckte alles zu. Das Auto vor dem Haus ähnelte einer weich geschwungenen Skulptur in Weiss. Wenn man es bloss nicht ausgraben müsste. Die Föhren bogen sich unter dem Gewicht der Schneelast. Schnee drückte aufs Haus, aufs Gemüt. Schnee machte die Landschaft weit, melancholisch und verwandelte den Lindenbergs in einen Koloss. Schwer hing der Himmel auf die Erde herab, müde flogen die Krähen über die Felder, ihr stumpfes Futtersuchen erinnerte einen daran, wie zäh und wie vergänglich alles ist...»

Unter seinen Schneemassen begrub der Winter das Freiamt, die Blumen, das Gras, die Herzen der Menschen. Das Vieh döste in den Stallungen, auf dem Bahnhof warteten vermummte Gestalten im Morgendunkel auf den Zug zur Arbeit; in den Fabriken waren die Fenster hell erleuchtet, Maschinengeräusche drangen ins Freie, in den Bürohäusern rauschten die Klimaanlagen, in den Schulzimmern roch es nach unausgeschlafenen Kindern und eingekellerten Äpfeln vom letzten Herbst.»

Da ist sie wieder, diese Winterstimmung, wie wir sie vom ersten Roman her kennen. Doch während sie dort noch hoffnungsvoll und zukunftsreich war, ist sie diesmal, im dritten Band der Trilogie, *«Das sanfte Gesetz»*, düster und melancholisch, von Schwermut und Kümmernis geprägt, und Alter und Tod sind allgegenwärtig. Zugleich schlägt Blätter eine härtere Gangart an. Seit

Januar

dem ersten Roman ist er mittlerweile zehn Jahre älter geworden, hat an Lebenserfahrung gewonnen, auch in seinem privaten Leben Einschnitte erfahren müssen. Sein Schreibstil ist stringenter, schohnungsloser, mitunter gar zynisch geworden, hat an dramatischer Heftigkeit zugenommen.

Skurrile Gestalten

Auch seine Figuren sind nicht mehr eher harmlose Menschen, sie haben an Profil gewonnen. Da ist als zentrale Figur Bruno Wolf, ein Mann «im Herbst seines Lebens», ein mitleid- und rücksichtsloser Patriarch, mit seiner dritten Frau und seinen beiden Söhnen, die unterschiedliche Interessen verfolgen. Da sind aber auch skurrile Gestalten, wie der Wolf'sche Grossvater, der Sternucker Jakob, oder der Handlungsreisende Karl Meyer, der Süßwaren vertreibt und der aus einer unglücklichen Ehe ins Geschichtenschreiben flüchtet. Sie alle leben in einer zerbrechlichen Ordnung, in einer Ruhe voller Konflikte. Wir begegnen sodann abermals dem nun älter gewordenen Lehrer Hans Villiger, der uns erneut episodenhaft in die Historie des Freiamtes zurückführt.

Von ihm erfahren wir eine amüsante Geschichte, die Blatter in seinem Roman, in alter Frakturschrift gedruckt, nacherzählt. Es geht dabei um eine befürchtete vermeintliche Schlacht bei Bünzen, die von der Bevölkerung unter allen Umständen verhindert werden will. Also wird eine Delegation gebildet, die nach Bremgarten zum französischen General Masséna aufbrechen soll, der dort sein Hauptquartier im Gasthof Hirschen aufgeschlagen hat. (Eine Marmortafel an der Hausfassade erinnert noch heute daran.) Die Delegation zieht los, gabelt unterwegs noch einen Jungen auf, der «*ein flinkes Maul und von den Soldaten schon allerlei welsche Brocken aufgeschnappt*» hat, also nimmt man ihn mit. An dieser Stelle bricht die Erzählung – sehr zur Enttäuschung des Lesers – unvermittelt ab.

Doch Blatter wäre nicht Blatter, wenn er seine Leser derart hängen liesse. 50 Seiten später greift er die Geschichte ebenso unvermittelt wieder auf und bringt sie zum glücklichen Ende: Dank dem losen Mundwerk des Jungen und der Einsicht General Massénas, der allerdings die Bünzer zunächst noch etwas zappeln und 3000

Kronen Lösegeld zusammenkratzen lässt, wird die Schlacht von Bünzen an die Limmat verlegt. Es wäre auch jammerschade gewesen, wenn dieses schmucke Dorf – meine Heimatgemeinde nota bene – von kriegerischen Horden dem Erdboden gleich gemacht worden wäre ...

Blatters kritische Distanz

Silvio Blatter sah sich gelegentlich von besonders eingefleischten Bremgartern dem Vorwurf ausgesetzt, sein Freiamtbild sei zu negativ, er sei ein Nestbeschmutzer. Man hat ihm seine kritische Distanz zur Heimat, aber auch seine immer wieder durchschimmernde Abneigung gegen Bigotterie und Frömmelei, gegen nibelungentreuen Katholizismus, aber auch seine grundsätzlichen Vorbehalte gegenüber der Armee und dem militärischen Stumpfsinn übel genommen.

Dabei wurde geflissentlich übersehen, dass er auch ein Sprachrohr seiner Generation war und vieles, was er vorzubringen hatte, manchen seiner Zeitgenossen damals ebenfalls unter den Nägeln brannte. Zudem waren seine kritischen Äusserungen, wie er sie in seinen Romanen vorbrachte, nie beleidigend oder herabmindernd. Nur wer seine Heimat wirklich liebt, will sie auch verändern, sie für die Zukunft mitgestalten. Und dass Silvio Blatter seine Heimat liebt, daran zweifelt niemand, der seine Bücher gelesen hat.

Lassen wir ihn nochmals selber zu Wort kommen. Sandro, einer der beiden Söhne des erwähnten Bruno Wolf aus dem letzten Roman «Das sanfte Gesetz», unternimmt eine Velotour durch das Freiamt:

«Vielleicht fuhr er einen Gang zu gross. Und schalten brächte ihn aus dem Tritt. In den Beinen schmerzte jede Muskelfaser, aber er schaffte die Höhe und rollte dann aus. Er liebte die Strecke am Wald entlang, die kurvenreiche Strasse zwischen Besenbüren und Bünzen.»

Jedesmal, wenn er glaubte, mit seiner Kraft am Ende zu sein, liess sich eine neue Reserve anzapfen. Der Fahrtwind trocknete den Schweiss, das Herz, dieser Schwerarbeiter, hatte sich etwas beruhigt. Das Rad erreichte mühelos eine Geschwindigkeit, die ihm erlaubte, auch die Landschaft wahrzunehmen, den helllichten Morgen, und Sandro dachte, das Freiamt sei der schönste Flecken Erde und die Klosterkirche von Muri das Zentrum der Welt.»

Januar



**Schnappschüssen
von den
Schüler-Bobrennen
auf der Alten
Zürcherstrasse
im Januar 1953.**

Januar

Wachgerufene Jugenderinnerungen

Es gibt in der modernen Schweizer Literatur nur wenige Beispiele, in denen eine geografisch klar definierte Umgebung eine derart fundamentale Rolle als Nährboden einer epischen Handlung spielt wie bei Blatter. Hermann Burgers «Schilten», Gerold Späths «Unschlecht» oder Otto F. Walters «Der Stumme» fallen mir dazu ein, die auf vergleichbare Art und Weise von spezifischen Örtlichkeiten geprägt sind. Wie Blatter seine Figuren und ihre Geschichten in die Landschaft Freiamt einbettet, ruft beim Leser, der mit dieser Gegend von Kindsbeinen an vertraut ist, immer wieder eigene Jugenderinnerungen wach. So etwa wenn Blatter einen winterlichen Ausflug zu einer Schlittenfahrt auf dem Hasenberg schildert.

Was hatten wir doch damals, als der Winter auch im Mittelland noch schneereich war, nicht alles unternommen! Natürlich fuhren auch wir auf den Hasenberg, allerdings nicht im Auto chauffiert, sondern zu Fuss oder höchstens mit der Bahn bis Berikon-Widen und dann wieder zu Fuss, bis wir endlich am Hasenberg fünf- oder sechsmal den knapp 300 Meter langen Abhang hinunter schlitteln konnten, jeweils mühsam den Hang wieder hinauf staken mussten, um schliesslich, wenn genügend Schnee lag, auf abenteuerlichen Wegen und Abwegen wieder hinunter nach Bremgarten zu gelangen. Oder wir fuhren bäuchlings Schlitten im Vogelsang, oft bei misslichen und nicht ganz ungefährlichen Verhältnissen, vor allem wenn der Boden gefroren war und ein Wegübergang unverhofft

zur Sprungschanze wurde; ein gestauchtes Brustbein erinnert noch heute daran. Oder am Risibord in der Chratzi, wo der Auslauf am steilen Hang derart kurz war, dass nicht selten ein Schlitten im (heute zugeschütteten) Reusskanal versank, nachdem sich der waghalsige Pilot in letzter Sekunde noch vom Gefährt hatte stürzen lassen. Schliesslich führten wir Schüler-Bobrennen durch und rasten auf selbst gebauten Viererschlitten die Alte Zürcherstrasse im Itenthal hinunter – selbstverständlich mit Zeitmessung, handgestoppt.

All dies und vieles mehr steigt in der Erinnerung auf – dank Silvio Blatter, dessen Roman-Trilogie zum Pflichtstoff jeder Freiamter Schuloberstufe gehören müsste, wenn sie es nicht längst schon ist.

Beat Müller

geboren 1938 in Bremgarten, lebt in Luzern und im Tessin. 1955–1961 SBB-Beamter. Danach Redaktor u.a. beim Bremgarter Bezirks-Anzeiger und später bei verschiedenen Schweizer Tageszeitungen.